

Manchmal denke ich mir: die Gedanken sind alles, was ich habe. Nehmt mir alles, die Gedanken bleiben mein. Das Einzige, was ich habe, die Gedanken, denke ich mir.

Mir egal, irgendetwas mit Gemüse, aber bloß keine Tomaten, sage ich dir, mir graust vor Tomaten, es ist deren grausige Konsistenz, vor der mir graust, sage ich dir.

Ich und die Gedanken, das ist kompliziert. Ein schwieriges Verhältnis, das zwischen mir und den Gedanken, denke ich mir.

Kommt einer auf, kralle ich mich an ihm fest. Er tut es mir gleich, nimmt mich an der Hand, packt zu, so fest, dass das Fleisch meiner Hand zwischen des Gedankens dürren Fingern rot hervorquillt. Er macht einen Ruck und zieht mich hinein in die Untiefen des Schädels.

Schwarzer Morast. Die Luft hier unten modrig und verbraucht. Ich fühle mich benommen. Ich sitze neben dir, bin doch woanders, denke ich mir. Ich drin, du draußen. Deine Stimme dringt hohl in meine Ohren. Ich

weiß nicht, wie gesagt, sage ich dir, mir ist's egal, schlag doch du was vor.

Ich lerne nicht dazu. Ich kann nicht widerstehen. Die Gedanken müssen gedacht werden, sofort, im Moment ihres Erscheinens, denke ich mir. Bevor ich den einen vollenden kann, schon der nächste da, denke ich mir. Das stimmt nicht, ich habe erst letztens Lasagne vorgeschlagen, sage ich dir, aber diesen Vorschlag hast du ja sofort und ohne ihn überhaupt in Erwägung zu ziehen, abgelehnt. Alle Gedanken halbgedacht, denke ich mir, halbfertig und halbgar, innen noch roh und ungenießbar. Rohe Kartoffeln sind giftig, denke ich mir. Lieber keine Kartoffeln, sage ich dir. Zu gefährlich.

Zu groß die Flut an Gedanken, denke ich mir. Fragmente drängen sich vom Unbewussten ins Bewusste. Alle verwurstelt und verwoben, ineinander verstrickt und verkettet. Gedankensalat. Ein Salat wäre fein, denke ich mir. Erfrischend. Gesund. Einen Salat hätte ich gern, sage ich dir. Lass uns einen großen grünen Salat machen! Ein großer grüner Salat, der tut gut, der baut auf. Aufgebaut

gehöre ich, denke ich mir, rausgezogen aus dem Dreck des Geistes, dem Gatsch.

Schwarzer Morast. Die Luft hier unten modrig und verbraucht. Ich fühle mich benommen. Die Zeit zäh. Der Raum eng. Das radikal-konsequente Zu-Ende-Denken das Ideal, denke ich mir, und schweife ab. Ich sollte gesünder essen. Du bist, was du isst, denke ich mir und murmle leise vor mich hin. Ich bin ein Schweinsbraten gewesen, lange. Jetzt will ich aber Salat sein. Der ist leicht, frisch, sportlich, gesund.

Vielleicht die radikal-konsequente Gedankenlosigkeit idealer, denke ich mir. Ein luftleerer Raum in meinem Kopf. Die Stimme so lange verstummt, dass selbst die Erinnerung an den Hall verblasst. Nichts, dass die Erfahrung trüben könnte. Keine Stimme, die Vergangenes in Zukünftiges interpretiert, mutmaßt und spekuliert; die hilflos nach Worten sucht, um Unbeschreibliches zu beschreiben. Das Unbeschreibliche ist nicht zu beschreiben, denke ich mir. Es verglimmt, sobald es den Versuch seiner Beschreibung vernimmt. Es

ist wie die grausige Konsistenz von Tomaten, die muss man spüren, sich daraufhin beinahe übergeben, nicht beschreiben, denke ich mir.

Nichtsdestotrotz schreie ich nach Worten. Sie schreien zurück, brüllen mich an. Alle deuten sie das an, was ist, denke ich mir, reduzieren es aber schließlich immer auf das, was es bloß oberflächlich zu sein scheint. Nicht schon wieder Nudeln, bitte verschon mich mit Nudeln, sage ich dir, zu viele Nudeln haben meinen Verdauungstrakt durchwandert, sie quellen mir aus allen Poren, die Nudeln. Die Worte sind erbärmlich, unnütz, Hindernis, denke ich mir. Dennoch kann ich sie nicht zum Verstummen bringen, ersticken, erwürgen, die Stimme aus dem Moor. Ununterdrückbares, unvermeidbares, unüberhörbares Gedankengewitter, denke ich mir.

Ich blicke aus dem Fenster.

Der Schatten zittert über Felder hinweg. Schlingt sich um Maiskolben, Kürbisse, Rapsblüten und all das, was die langen Sonnentage des Sommers und die Regengüsse

seiner Gewitter aus dem Boden schießen ließen. Die Sonne, die den Schatten auf die Landschaft schmeißt, brennt auf den Zug hinunter, der nur aufgrund seiner eiligen Fahrt und dem kühlenden Fahrtwind nicht unter ihr verglüht. Draußen alles grün und warmgelb umspült. Freundlich, denke ich mir. Der blaue Himmel überzeugt mich mit seiner Heiterkeit. Es war die richtige Entscheidung diesen Sommertag zu nutzen und rauszufahren: raus aus der Stadt, rein in die Landschaft; raus aus der Enge, rein in die Weite, denke ich mir. Es ist schön, sage ich dir, verwundert über die Schönheit der Landschaft, die mich plötzlich an den Schultern packt, sich vor mich stellt, mir ins Gesicht blickt und sagt: Schau her und lass mich nicht los mit deinem Blick, nie mehr los!

Ich klebe an der Fensterscheibe. Aus dem leicht geöffneten Mund rinnt mir der Speichel. Was mit mir los ist?, nichts ist mit mir los, sage ich dir, und wische mir hastig über den Mund, um zu vertuschen, dass ich bei diesem Anblick die Kontrolle über meinen Körper verloren habe. Wir müssen sofort aussteigen!, sage ich

dir und ziehe die Notbremse. Nein, ich bin nicht durchgedreht, sage ich dir, packe dich im selben Moment an der Hand und reiße dich vom Sessel los. Wir müssen hier raus!, schreie ich nun euphorisch, schlage die Scheibe mit meiner Faust ein und schwing mich aus dem Zug in die bunt blühende Blumenwiese, die bloß von den ewig geraden Gleisen durchschnitten ist, ansonsten unendlich sich auszudehnen scheint. Es ist das Paradies, sage ich dir, wir sind angekommen. Hier, an diesem Ort, kann ich sein, sein, ohne gewesen zu sein, ohne sein zu werden, nur sein, sonst nichts.

Ich laufe im Hopserlauf davon.

Als Kind hatte ich immer wahnsinnige Angst vor dem Hopserlauf. Ich habe mir den Hopserlauf nie zugetraut, denke ich mir. Der Hopserlauf ist ja rein körperlich-koordinativ betrachtet eine äußerst komplexe Abfolge von Bewegungen, dachte ich mir immer. Ich habe mir den Hopserlauf bis ins kleinste Detail durchdacht, ihn theoretisch gemeistert, mich aber immer zu sehr vor den Konsequenzen eines kleinen Fehlers, einer kleinen

Unachtsamkeit gefürchtet. Jeder Hopser muss perfekt ausgeführt werden, dachte ich mir immer. Ein falscher Hopser genügt, und ich stürze und breche mir das Genick.

Lieber leben, als hopserlaufen, dachte ich mir immer.

Jetzt denke ich mir: der Hopserlauf, der ist gleich leben, der ist lebendig sein. Im Hopserlauf durch die Blumenwiese, da werde ich geboren, da fange ich an zu leben, da lebe ich!

Ich laufe im Hopserlauf davon.

Ich bin frei, ich Feldhase!, rufe ich der Wiese zu, deren Farbpalette durch das Rot, das mir aus der Hand strömt, erweitert wird. Der blutdurchtränkte Löwenzahn lächelt mich an, zieht mir die Mundwinkel Richtung Himmel. Ich strahle, ich Sonne, Quelle allen Lebens, denke ich mir.

Ich strahle ins Dunkel, das Dunkel strahlt zurück, Licht geworden.